

Der kleine Bund

Wie finde ich den Weg?

Orientierung im Altersheim Die Berner Firma Komform ermöglicht betagten Menschen, sich in Pflegeeinrichtungen zurechtzufinden. Farbe hilft dabei. Abstrakte Kunst eher nicht.

Regula Fuchs

Eben erschien der Raum noch hell, die Konturen waren scharf. Einen Handgriff später ist alles verschwommen, das Gesichtsfeld eingeschränkt, und wo sind denn die Farben hin? Alles düster und gelbstichig hier.

Diesen irritierenden Sinnesindruck bekommt, wer sich die «Altersbrille» aufsetzt. Mit ihr simuliert die Berner Firma Komform die eingeschränkte Sehfähigkeit ab 70 – sprich den für dieses Alter durchschnittlichen Verlust der Schärfe, der Lichtaufnahme, der Farbwahrnehmung. Man hätte mit dieser Brille vermutlich Schwierigkeiten gehabt, den Weg zum Büro von Komform in den Vidmarhallen zu finden – schon nur den Übersichtsplan zu lesen, wäre unmöglich gewesen.

Schwierig: Blau und Grün

Orientierung ermöglichen: Genau darum geht es der Berner Kommunikationsagentur. Sie bietet Signaletiklösungen für Heime und Spitäler an, also Beschriftungen und Wegweiser für Bewohnerinnen, Pflegenden und Besucher. Die Altersbrille hilft den Gestalterinnen und Gestaltern dabei: Ist die Schrift gross, der Kontrast stark genug? Sind die Farben gut zu unterscheiden? Die Brille führt einem beispielsweise auch vor Augen, dass Blau und Grün für alte Menschen kaum auseinanderzuhalten sind – Farben, die im Design gern und oft verwendet werden.

Rachel Imboden und Patrick Probst leiten Komform. Sie ist Gestalterin, er Kommunikationspezialist und Sozialwissenschaftler mit Nachdiplom in Gerontologie, und seit 2006 widmen sich die beiden mit ihrem mittlerweile neunköpfigen Team schwerem Gewicht dem Design für ältere Menschen. «Das ist anspruchsvoll», so Imboden, «weil wir die vielfältigen Einschränkungen der Zielgruppe berücksichtigen müssen; gleichzeitig soll unsere Arbeit ästhetisch überzeugen.»

2021 wurde Komform dafür mit dem Schweizer Design-Preis ausgezeichnet. Die Jury fand, man könne sich nur wundern, dass diese Signaletiklösungen nicht längst Standard seien, «so einfach, so spontan einleuchtend, so wirkungsvoll und gut erscheinen sie einem».

Tatsächlich ist eine altersfreundliche Signaletik im Grunde keine Hexerei – vorausgesetzt, das Bewusstsein dafür ist vorhanden. «Wichtig ist das Mehrkanalprinzip», erklärt Patrick Probst. «Wo bin ich? Wohin kann ich von hier aus gehen? Wie finde ich mein Zimmer? Solche Informationen werden am besten gleichzeitig über verschiedene Kanäle vermittelt.»

Bilder als Fixpunkte

Studien zeigen, dass die Merkfähigkeit bei Zahlen oder Buchstaben im Alter abnimmt. Was sich aber erhalte, so Probst, sei das assoziative Denken. «Damit arbeiten wir.» Zum Beispiel, wenn es um verschiedene Stockwerke geht: Häufig gleichen sie sich aufs Haar; eine Abgrenzung durch eine Zahl reicht für ältere oder



Das ist das «Mehrkanalprinzip»: Bilder, Wandfarben und Zahlen dienen im Tilia Köniz als Fixpunkte. Foto: Damian Poffet



In der Pflegewohngruppe Freya, Zürich, gelingt Orientierung mit Möbeln in der Stockwerkfarbe, der Motivwand und Türschildern. Foto: Damian Poffet

demente Menschen nicht aus. Darum setzt Komform auf Farben, um Etagen voneinander zu unterscheiden. Die gewählte Farbe bestimmt dann auch die Bilder, die Beschriftungen und das Mobiliar auf einem Stockwerk.

Eine solche Gestaltung hat den schönen Effekt, dass die Räume nicht nur wiedererkennbar, sondern auch wohnlich werden. Im Berner Domicil Kompetenzzentrum Demenz Elfenu macht ein luftiges Hellgelb aus einem Korridor, der vorher so einladend wie eine Abstellkammer wirkte, einen freundlichen Raum. Im Zentrum Schönberg dienen grosse historische Tourismusplakate als Fixpunkte.

Signaletik kommt auch bei der Beschriftung der einzelnen Zimmer ins Spiel. Komform nutzt dafür Türschilder mit integrierten Ablageflächen, auf denen Fotos oder andere persönliche Gegenstände platziert werden können – ein Kristall, ein getrockneter Maiskolben, eine kleine Handarbeit. «Wichtig ist, dass die Gegenstände positive Erinnerungen wecken. Dann steigt gemäss einer britischen Studie die Auffindungsrate markant», so Probst.

«Auffindungsrate»: Das klingt zwar nüchtern, hat aber einen

«In Neubauten treffen wir auf die schönsten Aufenthaltsräume, geschmackvoll und teuer möbliert. Nur befindet sich dort niemand, weil sie nichts anbieten.»

Patrick Probst

ungeahnten Einfluss auf das Befinden der Bewohnenden. Patrick Probst umschreibt ihn so: «Wenn ich weiss, dass ich mein Zimmer wieder finde, dann traue ich mich auch, es zu verlassen.» Sprich: Eine geschickte Gestaltung wirkt sich auf das Sicherheitsempfinden, die Mobilität, die Autonomie und letztlich das Wohlbefinden aus. «Signaletik kann Menschen dazu animieren, sich ohne Angst auf den Weg zu machen», ergänzt Rachel Imboden. Unter Umständen sinkt sogar der Pflegeaufwand.

Die Sensibilität für signaletische Fragen ist gemäss Imboden

und Probst bei Bauherren und Heimverantwortlichen in den letzten Jahren zwar grösser geworden. Trotzdem trifft man immer noch auf Schilder mit reflektierenden Oberflächen und winzigen Schriften. Oder auf Bezeichnungen, die wenig hilfreich sind. «Wenn man einen Gebäudeteil mit H bezeichnet, einen anderen mit N – für Haupt- und Nebengebäude –, dann ist das suboptimal, weil die Buchstaben optisch nur schwer auseinanderzuhalten sind», so Probst. Auch mit Nord und Süd können Bewohnende oft nicht viel anfangen. Konkrete Namen sind die bessere Lösung. Darum arbeitet bei Komform auch eine Texterin an den signaletischen Projekten.

Nachteil digitaler Anzeigen

Im öffentlichen Raum sind Anzeigetafeln oder Informationsschilder immer öfter digital. Eine Entwicklung, die auch für Heime taugt? Probst und Imboden sind skeptisch. Eine Umgebung, die sich verändere – der grosse Vorteil digitaler Anzeigen –, erschwere die Orientierung. Nachteile sieht Komform auch bei digitalen Navigationshilfen: «Damit erfährt man den Raum viel weniger bewusst, macht sich abhängig vom Gerät», so Probst. «Nicht

«Signaletik kann Menschen dazu animieren, sich ohne Angst auf den Weg zu machen.»

Rachel Imboden

umsonst spricht man von digitaler Demenz. Bei der altersfreundlichen Signaletik ist ja gerade die Sinneserfahrung zentral.»

Und die darf auf keinen Fall irritierend wirken. Darum eignet sich auch abstrakte Kunst nicht sonderlich gut für Altersheime. «Wenn demenzerkrankte Menschen etwas nicht einordnen können, nicht erkennen, was es ist, dann erschwert das nicht nur die Orientierung, sondern kann sogar unheimlich oder verstörend wirken», erklärt Imboden.

Komform wird nicht nur bei der Gestaltung von Heimen beigezogen, sondern auch von Spitälern. Das Durchschnittsalter der Patientinnen und Patienten liegt mittlerweile bei 70 Jahren, weshalb die alters- oder demenzgerechte Signaletik auch dort ein Thema ist. Im Lindenhofspital hat Komform Patientenzimmer gestaltet – und beispielsweise



Ihre Arbeit wirkt sich aufs Wohlbefinden aus: Patrick Probst und Rachel Imboden mit dem Design-Preis Schweiz 2021. Foto: zvg

Die Serie «Alter und Moderne»

In unserer Serie versuchen wir zu klären, wie sich die fortschreitende Digitalisierung auf ältere Menschen auswirkt. Was wird getan, damit die Seniorinnen und Senioren vom Fortschritt nicht abgehängt werden? Wie sehen Altersheime der Zukunft aus? Wie Design für ältere Menschen? Welche Strategien hat die ältere Generation entwickelt, um sich in der digitalen Welt zurechtzufinden? (red)

mit dezemtem, aber gezieltem Farbeinsatz deutlich gemacht, welcher Schrank zu welchem Bett gehört.

Altersfreundliches Design geht indes nicht nur Institutionen im Gesundheitsbereich an. Schliesslich altert die Gesellschaft zunehmend, und Betagte sollen sich im öffentlichen Raum zurechtfinden können. So berät Komform auch Gemeinden, die altersfreundlich werden möchten. Man stehe damit allerdings erst am Anfang, sagen die beiden Geschäftsleitenden.

Potenzial von Erlebnisboxen

Potenzial gibt es auch noch bei den Erlebnisboxen, die Komform für Demenzabteilungen entwickelt hat. Es sind bunte Schachteln, in denen sich Bilder und Gegenstände zu einem bestimmten Thema finden – Natur, Reisen, Sport. Demenzerkrankte Personen können sich damit selbstständig beschäftigen. «Auf Aktivierung wird in den Heimen ja grosser Wert gelegt», sagt Probst. «Meist ist damit jedoch gemeint, dass jemand die Bewohnenden aktiviert. Wir möchten aber, dass sie sich selbst aktivieren. Am liebsten würden wir ganze Räume gestalten, in denen Erlebnisse möglich sind.»

Beispielhaft geschieht dies etwa in Holland, wohin Rachel Imboden zu Forschungszwecken reiste. Dort ist man längst vom einzigen Aufenthaltsraum weggekommen, in dem sich die Bewohnerinnen und Bewohner um einen Fernseher scharen. Sie finden stattdessen vielfältige Nischen vor, in denen etwa ein Hometrainer steht oder wo sie mit einem Fernrohr in die Natur hinausschauen können.

«In der Schweiz bevorzugt man das Pflegeleichte, oft fehlt der Mut, Erlebniswelten zu gestalten», erklärt Rachel Imboden. Sie meint damit aber nicht jene kontrovers diskutierten Projektionen, die Demenzerkrankten eine Zugfahrt vorgaukeln. Es gehe nicht um Fake-Erlebnisse, sondern um Räume, die auf sinnliche Art anregend wirken.

Gerade bei jungen Designern und Designern oder bei trendfokussierten Bauherren fehle dieses Verständnis oft. «Wir treffen in Neubauten manchmal auf die schönsten Aufenthaltsräume, geschmackvoll und teuer möbliert», erzählt Probst. «Nur befindet sich dort niemand, weil sie nichts anbieten. Das ist natürlich bitter.» Es muss sich für alte Menschen eben auch lohnen, sich auf den Weg zu machen.